Der Platzmajor.

Skizze von Otto Maldow.

Da bin ich nach länger als dreißig Jahren wieder in dem alten Nest, in das mein Sohn, den ich besuchen will, vor Kurzem versetzt ist.

Auf dem Bahnhof, auf dem der nach Osten eilende D.-Zug mich abgesetzt hat, steht noch dasselbe niedrige, langgestreckte Empfangsgebäude, nur noch etwas häßlicher geworden durch eine angesetzte schauderhaft geschmacklose Wetterhalle.

Im Wartesaal erster und zweiter Klasse, durch den ich unwillkürlich wie früher den Bahnsteig verlasse, sind noch dieselben hellgebeizten Eichenmöbel, derselbe muffige Geruch wie vor dreißig Jahren erfüllt den häßlichen Raum, und nur die unvermeidlichen Chokolade-automaten deuten auf den Fortschritt der Kultur.

Von dem nach der Stadt und Festung hin gelegenen Ausgang des Empfangsgebäudes ist der Blick über den Strom und die dahinter gelegenen Festungswälle, über welche die Dächer der Stadt und der Thurm der altehrwürdigen Schloßkirche hervorragen, unverändert geblieben.

Vor dem Gebäude stehen Droschken, kleine, zierliche, einspännige Dinger; die gab's freilich vor dreißig Jahren noch nicht.

Ich ziehe es aber vor, zu Fuß zu gehen. Die über den Strom führende Brücke ist neu; die alte Holzbrücke, die hinübermarschirende Kompanien durch Gleichschritt bedenklich ins Schwanken zu bringen liebten, hat einem modernen Bau in Stein- und Eisenkonstruktion Platz machen müssen; malerischer aber war das alte Zimmerwerk, malerischer auch das alte enge Thor mit seinem Ueberbau im Friederizianischen Zopfstil, das durch eine breite, die Wälle durchbrechende Oeffnung ersetzt ist.

Wo mag wohl mein einstiger freundlicher Vorgesetzter, Major K., jetzt sein, der als Ingenieuroffizier vom Platz seine Dienstwohnung in dem Thorgebäude über den Wällen hatte?

Die in den Mauer- und Wallgürtel eingeschlossene Stadt hat sich gar nicht verändert; ich erkenne die einzelnen Häuser wieder. Dort hinter jenen Fenstern, aus denen ein hübscher Mädchenkopf neugierig auf den alten graubärtigen Herrn hinunterblickt, habe ich gewohnt, drei Jahre hindurch, so lange ich den Bau des neuen Forts zu leiden hatte. Jetzt ist das „neue" Fort auch schon ein altes, unnützes Werk geworden, denn die jetzigen vorgeschobenen Forts liegen sechs bis sieben Kilometer von der eigentlichen Festung entfernt.

Die Infanteristen, die mir begegnen, tragen dieselbe Regimentsnummer wie früher und haben dieselben nichtssagenden Komißgesichter; die wenigen Bürger, die mir entgegenkommen, glotzen mich an, ganz, wie sie es früher thaten, wenn ein Mensch durch die Stadt ging, den sie nicht kannten. Viele ziehen grüßend den Hut, weil sie offenbar den alten Militär in mir erkennen, und ich ersehe daraus, daß die Bevölkerung, deren Haupteinnahmequelle die große Garnison ist, noch ebenso militärfromm ist wie früher.

Jetzt komme ich beim Markte vorbei. Auch auf und um ihn ist alles unverändert, das Rathhaus und das Gerichtsgebäude, die Kommandantur, selbst die Firmenschilder, sind dieselben, neu nur das übliche Kriegerdenkmal, dessen Obelisk, wie so viele seinesgleichen, auch hier zu niedrig gerathen ist.

Und richtig! Da vor der alten, fast in der ganzen Armee bekannten K.'schen Weinstube sitzt ein junger Offizier, der sich in einer Dienstpause einen Schnitt Portwein gönnt, und blickt gelangweilt ber den dden Markt, ganz wie seine Vorgänger vor dreißig Jahren. Er faßt mich scharf in's Auge, steht auf und salutirt, was ich, einigermaßen verwundert, erwidere.

Ich biege in die Wallstraße ein, in der unsere Stammkneipe lag. Da ist es ja, das kleine, zweistöckige, drei Fenster breite Haus, im Erdgeschoß der Materialwaarenladen und daneben die niedere Hausthür, aus der wir allnächtlich über dieselben ausgetretenen Steinstufen das „Lokal" verließen.

Ein neuer Anstrich und über der Ladenthür ein neues Firmenschild: Material- und Delikateßwaarenhandlung von F. Müller; aber da an dem zurückgeschlagenen Ladenthürflügel sitzt richtig noch das alte Blechschild mit der Inschrift: Frühstücksstube.

Ob F. Müller wohl auch solch origineller Budiker ist wie damals der alte Julius Lehmann?

Ich trete in den Laden und biege in alter Ortskunde um den Ladentisch nach der hinter ihm befindlichen Thür, deren obere Hälfte durch Glasscheiben durchbrochen ist, die auch heute noch rother Kattun verhüllt.

Ein halb erwachsener, pomadisirter Ladenjüngling blickt erstaunt auf den fremden Herrn, den er nicht kennt, der aber so sicher seinen Weg findet.

Das Zimmer, in das ich eintrete, ist freilich gegen früher sehr verändert. Ein heller Oelfarbenanstrich bedeckt die Wände, eichene altdeutsch sein sollende Tische und Stühle sind im Lokal vertheilt.

In der frühen Vormittagsstunde bin ich der einzige Gast. Ich lasse mich an inem T ch nieder und bestelle bei dem Ladenjüngling, der mir mit tiefer Verbeugung eine Weinkarte reicht, einen Schoppen Mosel und Kaviar. Der Jüngling geht wieder in den Laden und ich bin mit meinen Erinnerungen allein.

Zunächst suche ich mich in den Raumverhältnissen wieder zurechtzufinden. Ah so! Man hat den früheren Hof mit einem Glasdach überspannt und dadurch eine bedeutende Vergrößerung erzielt und das Ganze erhellt. Aber dort die Nische, in der das Pult des alten Julius stand, und wo mein Stammplatz war, die ist noch vorhanden. Ich setze mich dorthin, und von dem alten Standpunkte aus finde ich mich wieder zurecht.

Es muß doch noch eine recht genügsame Zeit gewesen sein, damals vor dreißig Jahren.

Das Zimmer, in dem wir so oft ausgelassen vergnügt waren, umfaßte etwa ein Drittel des jetzigen Raumes; ein einziges, selten rein geputztes Fenster mit einem dürftigen rothen Kattunlambrequin ging auf einen düsteren, ewig schmutzigen Hof, der gemeinhin voller Heringstonnen, Kisten und Gerümpel stand. Zwei mit grau marmorirtem Wachstuch bezogene lange, schmale Tische, der eine vor der an der Querwand befestigten Bank, der andere vom Wandpfeiler in das Zimmer hineingestellt, neben dem Ofen ein alter, mit schwarzem Roßhaarstoff bezogener sogenannter Großvaterstuhl, das schon erwähnte Pult und etwa ein Dutzend Stühle: dies bildete das ganze Mobiliar. Die Wände waren ursprünglich mit einer gelblichen Kalkfarbe gestrichen gewesen, die aber von dem Qualm und Staub der Jahrzehnte in ein dunkles Grau übergegangen war. Der kleine, fidele Assessor M., jetzt ein steifer, verdrießlicher Landgerichtsdirektor, den ich vor Jahren in Sylt traf, hatte mit Kohle die Stammgäste in einer Art Bacchuszug auf die Querwand gezeichnet und die Lichter mit einem Messer aus dem staubigen Grunde ausgeschabt, eine trotz aller technischen Unvollkommenheit fast geniale Leistung, die Jahrelang eine Sehenswürdigkeit gewesen war.

In dieser Spelunke hauste als Wirth Julius Lehmann, ein kleiner, fetter Spießbürger. Es gab nur Bier in Flaschen, aber — damals eine große Seltenheit — echtes Münchener Bier, dazu Kümmel und sogenannten Cognac. Das war das Flüssige; die eßbaren Genüsse beschränkten sich auf Käse, Cervelatwurst und nach eigenem Rezept marinirte Heringe. Große Ausgaben konnte man dabei nicht machen, alles aber war vorzüglich, namentlich das Bier, und Julius Lehmann hatte sich dadurch eine kleine, aber feste Gesellschaft trinkbarer Männer erworben und es mit der Zeit zu mäßiger Wohlhabenheit gebracht. Nach zehn Uhr Abends setzte er sich unfehlbar auf den Großvaterstuhl neben dem Ofen und schlief ein; wenn er dann auf den Ruf eines Gastes nicht gleich erwachte, brüllte die ganze Gesellschaft unisono „Julius!" und mit einem derben Fluch sprang er von seinem Sitz, der — ich weiß nicht mehr aus welchem verdrehten Grunde — „Station Kohlfurth" getauft worden war.

Und nun die Gesellschaft, die in dieser Kneipe verkehrte! Shall I not take my ease in my wine? („Soll ich es nicht bei meinem Weine gehaglich haben?") läßt schon Shakespeare seinen feucht-fröhlichen Fallstaff sagen. In diesem Ausspruch liegt die Erklärung, warum tiefsinnige Zecher die Prachträume fliehen und sich in die verräuchertsten Kneipen zurückziehen, in denen keine stilvolle Einrichtung ihnen den Humor beengt. Darin nur fühlen sie rechte Behaglichkeit, Luxus in der Kneipe genirt.

Dort in jener Ecke saß allabendlich der Hauptmann B., ein hagerer, schwarzbärtiger Herr voller Sarkasmus. Neben ihm sein Regimentskamerad v. St., eine jetzt unglaubliche Soldatenfigur, mit goldener Brille, dem Gesicht eines deutschen Professors und in seinem Aeußeren vernachlässigt bis zur Grenze der Zulässigkeit, dabei aber überaus belesen und in allen Sätteln gerecht. Man kolportirte von ihm einen Ausspruch, der, wenn nicht wahr, doch gut erfunden, ihn charakterisirte. Am Tage nach dem Sturm auf die Düppeler Schanzen trifft er Kameraden seines Regiments, beschäftigt, sich nach den langen Wochen in den Biwaks und Trancheen die Wohlthat einer gründlichen Körperwäsche zu gönnen. „Herrschaften!" ruft er erstaunt aus, „Ihr seid wohl nicht klug? Das ist ja das Beste an dem ganzen Kriege, daß man sich nicht zu waschen braucht!"

Dort, mir gerade gegenüber, pflegte der Premierleutnant v. M. von der Garde-Artillerie zu sitzen, ein blonder Pole und fanatischer Verehrer der Damen; „denn," pflegte er uns in seinem etwas eigenthümlichen Deutsch auseinanderzusetzen, „das Frrauenzimmerr, meine Hörren, ist überhaupt das Vorzüglichste von allem, was man überhaupt hat!"

Aber vor allen diesen und anderen originellen Käuzen steigt vor meiner Erinnerung auf die sonderbarste Erscheinung unserer Tafelrunde, das Bild des Platzmajors v. R. Neben mir, mit dem Rücken an den Pfeiler und den Kopf fest an die Wand gelehnt — ich sehe unwillkürlich hin, ob der Fleck noch da ist, der die Stelle bezeichnete —, saß er allabendlich von punkt acht Uhr an, bis in der Nacht der letzte Gast aufgebrochen war.

In der Jetztzeit wäre auch für seinesgleichen in den Reihen dienstthuender Offiziere kein Platz, selbst nicht in der bescheidenen Stellung als Adjutant des Kommandanten einer Festung dritter Klasse, die ja auch jetzt noch mit inaktiven, meist invaliden Offizieren besetzt wird.

Seine eigentliche Charge war die eines Rittmeisters a. D., wie er denn natürlich auch immer nur Herr Rittmeister angeredet wurde. Er hatte bei einem der vornehmsten und reichsten Kürassirregimenter gestanden und stammte aus einer der ersten und verdienstvollsten Familien des Staates. Wie und wodurch er Schiffbruch erlitten, war unbekannt, man nahm im Allgemeinen an, daß man den Sproß einer so verdienten Familie nicht habe untergehen lassen wollen und ihn deshalb im Dienst ließ, obwohl ihm der rechte Unterschenkel abgetrennt war und er — da der angeschnallte künstliche Fuß nach dem damaligen Stande der Technik nur mäßig funktionirte — sich zweier Krücken bedienen mußte, einer langen, die er unter die rechte Achselhöhle stemmte, und einer kurzen, auf die er die linke Hand stützte. Aus einer unverständlichen und unerklärlichen Ideenverbindung war die lange die Vogelflinte und die kurze die Lefancheux benannt worden. Er trug die düstere, unkleidsame Armeekavallerieuniform, im Dienst eine unsäglich hohe Tulpe und den Kürassierdegen, außer Dienst den Ueberrock und eine Mütze von antediluvianischer Form.

Den Degen legte er außer Dienst nicht an. Seine Uniformen waren alt und abgetragen, weiß an den Näthen, aber peinlich sauber. Den kahl gewordenen Schädel des hohen Fünfzigers bedeckten vom Hinterhaupt herübergekämmte Haarsträhne, ein ganz kurzgehaltener Backenbart umrahmte die etwas aufgeschwemmten Wangen und ein ebenso kurz unter der Scheere gehaltener Schnurrbart die Oberlippe. Seine Gesichtsfarbe war stets blaß, selbst nach mehrstündigem Zechen, die kleinen dunklen Augen unter dichten Brauen hatten etwas eigenthümlich Verschleiertes. Das einzige Schöne an ihm waren seine weißen, wohlgepflegten aristokratischen Hände, schlank wie Frauenhände.

Wenn der alte Herr punkt acht Uhr in das Kneipzimmer tappste, nahm Julius Lehmann ihm die Krücken ab und stellte sie in die Ecke am Pfeiler; der Rittmeister setzte sich auf seinen Stuhl, lehnte den Kopf an die Wand und befahl mit knarrender, wie verrosteter Stimme: „Lehmann! einen Cognac!" Dieser Ruf ertönte regelmäßig alle Stunden, und regelmäßig in der Stunde trank der Alte seine zwei Flaschen Echtes, so daß er allabendlich eine ganz erhebliche Quantität zu sich nahm, denn vor Mitternacht ging er nie. Eigentlich betrunken war er höchst selten, aber ohne einigermaßen benebelt zu sein, begab er sich auch nie auf den Heimweg.

An der oft recht lebhaften Unterhaltung betheiligte er sich nie, doch folgte er ihr lebhaft, und wenn in später Nacht- oder früher Morgenstunde die Ausgelassenheit zunahm und fröhliche Lieder durch das Zimmer klangen, dann schien der Schleier von seinen Augen zu weichen, und er schlug lebhaft mit der kleinen Krücke, dem Lefancheux, den Takt zum Chorgesange.

Keiner der Zechgenossen war ihm aber näher getreten, man behauptete, er sei nicht ganz undermögend und ein bedeutender Musiker, beschäftige sich mit der Lösung von allerlei mathematischen und algebraischen Problemen. Seine Wohnung, die er in einem kleinen, vor dem Festungsthor stehenden Häuschen einer Wittwe abgemiethet hatte, kannte Niemand, denn ein alter Diener wies alle Besuche ab. Er duldete nie, daß ihn Jemand nach Hause brachte, und wenn er einmal wirklich sich übernommen hatte, schickte der alte Julius nach seinem Diener, für gewöhnlich aber tappte er allein nach Hause, und der eigenthümliche Dreiklang, den das Aufsetzen der beiden Krücken und des künstlichen Fußes in den stillen Straßen ertönen ließ, war so bekannt, daß der Philister sich in seinem Bette umdrehte und dachte: Aha, der Rittmeister geht nach Hause, nun ist's bald Morgen!

Im Allgemeinen erwiesen wir dem wunderlichen Alten alle Rücksicht, obwohl auch Mancher den Kopf schüttelte und die Achseln zuckte über die anscheinende Stumpfsinnigkeit, in der er Tag für Tag dahinlebte.

Da wollte es ein Zufall, daß ich ihm näher trat. Ich traf in einer dienstlichen Angelegenheit den Kommandanten nicht zu Hause und eilte deshalb zum Platzmajor. Schon als ich ins Haus trat, hörte ich die gedämpften Töne eines Klaviers, und als ich — Niemand antreffend, der mich hätte melden können — die Thür öffnete und die schalldämpfende Portiere zurückschlug, sah ich den Rittmeister an einem Flügel sitzen, und ein Nocturno von Chopin erklang so meisterhaft, daß ich mein dienstliches Geschäft vergaß und, mich still auf einem Stuhl niederlassend, dem Vortrag des schwierigen Tonstückes und den nachfolgenden schwermüthigen Phantasien lauschte. Ich selbst bildete mir ein, ein guter Musiker zu sein, hatte jedenfalls viel gute Musik gehört und studirt, war aber selten einem so genialen, ergreifenden Vortrag begegnet.

Endlich glitten die schlanken Hände von den Tasten. Ich sprang auf.

„Aber, Herr Rittmeister, Sie sind ja ein Künstler!" rief ich erregt aus.

Der Alte hatte traumverloren vor sich hingestarrt und schrak zusammen.

„Was führt Sie her?" knurrte er mich ziemlich unfreundlich an.

Ich machte meine dienstliche Meldung, die kurz erledigt wurde. Der Rittmeister war sehr reservirt; als ich mich dadurch aber nicht abhalten ließ und sachverständig auf das eben gehörte Musikstück einging, schaute er doch auf, und nach einiger Zeit saßen wir an dem prächtigen Flügel — der lebhaft genug von der übrigen Einrichtung des „möblirten Zimmers" abstach — und musizirten munter darauf los. Immer mehr wurde ich inne, welch Meister der Alte auf seinem Instrument war.

Dennoch dauerte es Monate, ehe ich den zähen Widerstand des Rittmeisters gegen einen engeren Anschluß überwinden konnte, indessen, die gemeinsame Kunst und mein Eifer, von ihm zu lernen, bewirkten endlich doch eine Art Freundschaft, die namentlich von Seiten des Alten mehr und mehr zunahm.

Von seiner Jugend und seinen Verhältnissen sprach er nie, doch war unschwer zu errathen, daß in lange zurückliegender Zeit ein schweres Verhängniß in sein Leben eingegriffen habe, über das er und sein alter Diener aber unverbrüchliches Schweigen beobachteten.

Mein Kommando war zu Ende, eines Tages erhielt ich meine Versetzung nach Koblenz.

Als ich am Nachmittag des letzten Tages meines Aufenthalts in B. noch einmal mit dem Rittmeister musizirte, brach er jäh ab und rief:

„Johann, die beiden Pullen!"

Johann trat mit ernster Miene an, auf einem silbernen Präsentirbrett brachte er zwei schlanke Rheinweinflaschen ehrwürdigen Aussehens mit zwei feingeformten Kelchen, in die das v. R'sche Wappen künstlerisch eingeschliffen war, heran. Wein und Gläser rührten offenbar aus früheren reichen Zeiten her, wie denn während meines näheren Verkehrs ab und zu aus Kästen und Winkeln allerlei Kostbarkeiten alten und werthvollen Besitzes zu Tage gekommen waren.

„Kommen Sie, Sie junger Dachs!" knurrte der Alte, „Sie haben dem Alten noch einmal das erkaltete Herz warm gemacht! Nach Ihnen kommt jetzt Keiner mehr! Stoßen Sie an mit dem Wein, den meine Väter einlegten, auf — auf — baldiges Vergessen!"

„Vergessen, Herr Rittmeister?" fuhr ich auf. „Ich werde Sie stets in der Erinnerung behalten!"

Der Alte hatte die Gläser mit dem duftenden, goldigen Wein gefüllt, wir stießen an und tranken; der Rittmeister leerte das Glas mit einem Zuge und starrte mit erhobenem Haupt wie in weite Fernen.

„Vergessen! — Wer vergessen könnte!" begann er endlich liese. „Nicht Hoffnung, nein, Vergessen ist's, was das Leben erträglich macht! Die griechische Geschichte mit der Pandorabüchse stimmt nicht: hoffen kann nur, wer vergessen kann! Und ich — ich kann nicht vergessen!"

Ich weiß, Ihr zuckt im Stillen doch die Achseln über den Alten, den Säufer; wenn Ihr ihm auch äußerlich die Achtung nicht versagt, innerlich fragen auch Sie, mein Junge: wie ist es möglich, so stumpfsinnig zu vergetiren? Ehe wir uns trennen, will ich Ihnen erzählen, was mich zu dem verächtlichen Wrack gemacht hat. Sie wissen, ich stand bei den Xer Kürassiren. Jung, reich, selbst für das kostspielige Leben im Regiment, genoß ich das Leben in vollen Zügen. Würfel, Wein, Weiber! Ich bin nie ein Adonis gewesen, aber ich hatte Glück bei den Weibern, vielleicht auch nur mein Geldbeutel! Hatten da eines Abends wieder einmal eine Fete mit den Damen des Cirkus in einem der ersten Restaurants der großen Stadt, in der mein Regiment lag und noch liegt. Außer Regimentskameraden war noch ein junger Ulanenoffizier v. S. eingeführt, der mit seinem Remontekommando eingetroffen war und am nächsten Tage weiter reiten wollte. Wir waren im Cirkus mit ihm bekannt geworden. Ein bildschöner, schlanker Junge von einem tollen Uebermuth, der ihm so gut stand, daß er uns allen ausnehmend gefiel, und wir, sonst sehr exklusiv, ihn einluden, an unserem zu Ehren der ersten Reiterin Mademoiselle Adele gegebenen Fest Theil zu nehmen. Zuerst ging alles gut, aber S. machte sich bald an die Schulreiterin heran, wurde immer feuriger, ging sozusagen auf's Ganze. Sie ahnen, daß das mich, den die Mademoiselle bevorzugt hatte, verdroß, mein Unmuth gegen den fremden Kameraden, dessen körperliche Vorzüge offenbar waren, wuchs von Minute zu Minute, und als er unglücklicherweise ein Glas Sekt umstieß, dessen Inhalt mich bespritzte — Sie ahnen — böse, hastige Worte. — v. S. mußte am nächsten Morgen weiter — im ersten Frühlicht standen wir uns mit der Pistole in der Hand gegenüber — die aufsteigende Sonne beschien die starre Leiche des frischen, lebensfrohen Menschen — ausgestreckt im thaufrischen Grase!

Als ich ihn fallen sah und die rauchende Pistole senkte, da war's, als ob etwas in mir zerriß. Um ein Weib! um solch ein Weib! um weniger als nichts!"

Nach einer langen Pause fuhr der Alte fort:

„Sie werden sagen, wie Viele, Alle: Das ist oft genug vorgekommen und vergessen worden, aber — ich kann es nicht vergessen. Man schickte mich zwei Jahre auf Festung nach Weichselmünde, und erst nach anderthalb Jahren traf die Begnadigung ein.

Es waren fürchterliche Monate, besonders wenn der Sturm um die Kasematte heulte, und das Meer gegen die Molen donnerte.

Ich fing an, zu trinken — trank weiter, als ich wieder in's Regiment kam, wo Niemand meine Melancholie begreifen konnte, und als ich mit dem Pferde stürzte und den Unterschenkel brach, da war's ganz vorbei. Ich ging noch einige Jahre auf Reisen, ohne vergessen zu können und verschwendete den Rest meines Vermögens. Hoffentlich dauert's nun nicht mehr lange!"

Wir schwiegen Beide; ich drückte dem Rittmeister die Hand. Er knurrte mir noch nach: „Auf Wiedersehen heute Abend bei Lehmann!" Punkt acht Uhr trat auch an diesem Abend der Alte ein, — man mußte diesmal Johann holen.

Nach wenigen Jahren erhielt ich die Nachricht vom Gericht in B., daß der verstorbene Rittmeister v. R. mir seinen Flügel vermacht habe; er ist noch in meinem Besitz.

Ich fülle mein Glas und trinke es langsam aus im Andenken an den Unglücklichen.

Da klirrt ein Säbel und hastig tritt mein lieber, frischer Junge in das Zimmer.

„Grüß' Dich Gott, alter Herr! Mitzlaff hatte doch Recht, als er behauptete, Du seiest hierher gegangen. Er hat Dich nach der Photographie in meinem Zimmer erkannt."

Wir schütteln uns kräftig die Hände wie gute Kameraden, die wir sind, und vor dem Anblick der Jugend weichen die Schatten der Erinnerung.

Der günstige Augenblick.

Jean Thevenot war kurz vor dem Ausbruche der großen Revolution Direktor eines der kleineren Theater zu Paris. Im März 1789 feierte seine Gemahlin, eine treffliche Schauspielerin, ihren Geburtstag. An diesem Tage waren mehrere ihrer Freunde und Freundinnen zum Mittagessen bei ihr eingeladen. Die Gäste erschienen pünktlich, bis auf zwei, welche im letzten Augenblick absagen ließen, weil sie plötzlich von der Grippe befallen worden waren, die gerade damals in Paris epidemisch herrschte.

Man war eben im Begriffe, sich zu Tische zu setzen, als Madame Thevenot einen Schreckensschrei ausstieß.

„Guter Himmel, was fehlt Dir, liebe Hermine?" rief besorgt ihr Gatte.

„Wir sind zu dreizehn!"

„Welches Unglück!"

In diesem Augenblick trat die Zofe ein und meldete: „Herr Picard wünscht die Ehre zu haben!"

„Wir sind gerettet!" rief Frau Hermine. „Das ist der Vierzehnte!"

„Aber Herr Picard ist ja gar nicht eingeladen," sagte ihr Gemahl.

„Einerlei!"

„Du kennst ihn gar nicht!"

„Wenn es nur ein anständiger Mensch ist!"

„Er ist der Sohn eines Prokurators und will, dem Gebote seines Vaters zum Trotze, nicht Rechtswissenschaft studiren, sondern Schauspieler werden und Lustspiele dichten."

„O, dann gehört er ja zu unserem Fach! Geschwind herein mit ihm!"

Die Zofe verschwand, und nach einer Minute erschien Louis Benoit Picard, ein ganz junges, schüchtern aussehendes Herrchen.

Er verneigte sich tief und sprach: „Verzeihen Sie, Herr Direktor, daß ich es schon wieder wage, Sie zu belästigen! Aber da ich auf meine letzten drei Briefe gar keiner Antwort von Ihnen gewürdigt wurde —"

„Ohne Umstände, Herr Picard!" rief Madame Thevenot. „Bitte, speisen Sie mit uns! Sie erweisen mir dadurch einen großen Gefallen. Heute ist mein Geburtstag."

„Empfangen Sie meinen besten Glückwunsch, Madame."

„Herzlichen Dank. Bitte setzen Sie sich doch!"

„Aber, ich wage kaum —"

„Dahin — bitte — so! Der Himmel sei gepriesen, nun ist das Unglück gebannt!"

Es wurde dann aufgetragen.

Der junge Dichter war im höchsten Grade verdutzt: die schöne Frau Hermine war gegen ihn so gütig und freundlich.

„Ist Ihnen noch ein Stück Braten gefällig?" fragte sie mit holdseligem Lächeln. „Bitte, hier ist auch Pflaumen-Compott!"

Dann sagte sie: „Also Sie wollen gerne Schauspieler werden, junger Herr!"

„Das ist mein innigster Wunsch," versetzte er.

Direktor Thevenot meinte bedächtig: „Herr Picard besitzt leider nicht die geeignete Persönlichkeit dazu. Er ist zu klein, zu unansehnlich."

„O, ich würde mit den unbedeutendsten Nebenrollen schon zufrieden sein," sprach der junge Mann. „Mir ist hauptsächlich daran gelegen, die Bühnenpraktik gründlich kennen zu lernen; denn eigentlich habe ich es darauf abgesehen, Lustspieldichter zu werden."

„Das finde ich sehr lobenswerth," sagte Frau Hermine. „Haben Sie vielleicht schon ein Bühnenstück verfaßt?"

„Ja, einen kleinen Einakter."

„Wie ist der Titel?"

„Der günstige Augenblick."

„Bitte, reichen Sie das Werkchen doch bei uns ein!"

„Ei, das ist ja schon vor fünf Monaten geschehen. Aber leider —"

„Ich habe noch immer keine Zeit gefunden, das Ding zu lesen," brummte der Direktor. „Am einfachsten ist's ja freilich, Hr. Picard liest uns nachher sein Opus vor."

„Ja, ja, wir sind wirklich sehr gespannt darauf!" rief die ganze Tafelrunde.

Der junge Dichter erglühte vor Freude. Hatte er doch endlich das erreicht, was er so sehnlich gewünscht: Beachtung seines Talents.

Eine Stunde später wurde aus einem ungeheuren Wust von Manuskripten das kleine Lustspiel „Der günstige Augenblick" hervorgesucht. Picard las dann sein Werkchen vor. Er fand allgemeinen Beifall. Die weibliche Hauptrolle gefiel der Madame Thevenot über alle Maßen. „Die werde ich spielen!" rief sie entzückt.

Picard dankte gerührt. Sein Glück war vollkommen.

Als er sich nachher mit einem bekannten Schauspieler entfernte, sagte es zu diesem: „Das ist mir Alles fast wie ein Traum! Mit einem Mal sind all Schwierigkeiten, die sich mir hemmend entgegenstellten, beseitigt!"

„Das verdanken Sie der Unglückszahl dreizehn," erklärte lachend sein Begleiter. „Wir waren nämlich zuerst dreizehn bei Tische. Madame Thevenat gerieth, als sie das Unheimliche entdeckte, darüber in Todesschrecken. Da kamen Sie gerade recht als Rettungsengel, als Vierzehnter!"

„Dann ist die Unglückszahl für mich zu einer Glückszahl geworden," rief vergnügt der junge Dichter. „Das war der günstige Augenblick, der meinem gleichnamigen Lustspiel und mir selbst so nützlich geworden ist —"

Das kleine Lustspiel wurde bald gegeben und hatte guten Erfolg. Picard trat dann auch als Schauspieler auf, aber mit nicht so viel Glück. Als Dramatiker arbeitete er weiter, sogar während der stürmischen Revolutionsjahre. Die Theater florirten auch in der Schreckenszeit, und tolle Stücke wurden gespielt. Einige der tollsten verfaßte Picard — später vernichtet er sorgsam alle gedruckten Exemplare davon, deren er habhaft werden konnte, weil er sich ihrer schämte. Dann aber schrieb er, nachdem der Revolutionsrausch vorbei war, viele witzige und treffliche Lustspiele, die großen Beifall fanden. „Der kleine Moliere", so wurde er genannt von den Parisern. Auch in Deutschland spielte man einst seine Lustspiele auf allen Theatern. Selbst unserem großen Schiller gefiel Picard's Lustspiel „Der Neffe als Onkel" so gut, daß er dies Stück mit aller Sorgfalt in's Deutsche übertrug.

Künstler und Kaiserin.

Von Charles Garnier, dem Erbauer des Pariser Opernhauses, erzählte Gustave Larroumet, der beständige Sekretär der Akademie der Schönen Künste zu Paris, in der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie folgende Geschichte: Als Garnier seine Pläne in den Tuilerien vorlegte, wurde er mit eisiger Kälte empfangen, denn man hatte „an höchster Stelle" seinen Sieg in dem für den Bau eines neuen Opernhauses ausgeschriebenen Wettbewerb nicht gern gesehen. Angesichts der ausgebreiteten Bau-Pläne sagte eine schnippische Frauenstimme, die Stimme der Kaiserin: „Was ist denn das für ein Stil? Das ist überhaupt kein Stil. Das ist weder griechisch, noch Louis der Fünfzehnte, noch Louis der Sechzehnte." Garnier war kein Höfling und nervös war er auch. „Nein," erwiderte er ziemlich barsch, „das Alles ist es nicht, diese Stile sind längst vorüber. Das ist Stil Napoleon des Dritten, und trotzdem gefällt er Ihnen nicht!" Die Kammerherren zitterten wie Espenlaub; der Direktor der Bauwerke, Herr von Cardaillac, war ganz bestürzt und versetzte dem jungen Künstler einen heimlichen Rippenstoß, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da kam aus einem dicken Schnurrbarte eine melancholische und resignirte Stimme, die Stimme Napoleon's, hervor und sprach fast schüchtern und ängstlich zu Garnier: „Regen Sie sich nicht auf; sie versteht nichts davon." Die schlechte Laune der Kaiserin dauerte übrigens nicht lange. Bald darauf wurde Garnier nach Compiegne eingeladen und fand bei der Fürstin die freundlichste Aufnahme. „Gestehen Sie nur, Herr Garnier," sagte sie, „daß ich damals sehr unfreundlich war. Ich bedauere es jetzt." Diese Freundlichkeit rührte Garnier dermaßen, daß er sich — das erste und letzte Mal in seinem Leben — die größte Mühe gab, gleichfalls galant zu sein. „Ja, Madame," sagte er, „Sie waren unausstehlich, aber nur ein Bissel wenig."

Malitiös.

„In dem Stücke, das ich jetzt schreibe, kommt auch ein Gespenst vor!"

„O, Sie Schlauberger! So kann Ihnen dann wenigstens Niemand nachsagen, daß das Stück ohne Geist ist!"

Aus einem Literatur-Vortrag.

Professor: „Ja, meine Herren, Sie dürfen mir glauben, Schiller's Wallenstein ist eine so gewaltige, unsrer Nationalpoesie unentbehrliche Dichtung, daß sie, wenn sie nicht schon geschrieben wäre, unter allen Umständen geschrieben werden müßte.